

**Predigt von Weihbischof Ludger Schepers
beim Bußgang der Essener Katholiken am 17. März 2012
St. Ludgerus, Essen-Rüttenscheid**

Schrifttexte:

1. Lesung: 2 Chr 36, 14-16.19-23

2. Lesung: Eph 2, 4-10

Evangelium: Joh 3, 14-21

Liebe Schwestern und Brüder,

ja, wem soll man denn noch trauen? Parteien und Politikern? Wir sehen und hören es doch in den Medien. Kirche und Klerikern? Chefs, Kolleginnen und Kollegen? Nachbarn und Bekannten? Wenn man sich die Menschen so ansieht, muss man da nicht oft sagen: Die lügen doch alle! Das aber sagt schon der Beter im Psalm 116 Vers 11.

Wer so spricht, urteilt pauschal, vielleicht aus einem gegenwärtigen Gefühl und persönlicher Betroffenheit verständlich. Doch in seiner drastischen Absolutheit, stimmt das ja nicht.

Dass diese Ansicht nicht neu ist, finden wir im letzten Buch der hebräischen Bibel, dem Buch der Chronik. Da heißt es als Fazit: „Die Politiker, der Klerus und das Volk begingen viel Untreue.“ Stark gerafft werden die Ereignisse der Geschichte erzählt. Mit den 40 Königen Israels und Judas wird abgerechnet, sie taten fast ausnahmslos, „was dem Herrn missfiel“. Der Abfall von Gott führte zum Niedergang des Volkes. Dieses Buch der hl. Schrift ist eine ungeheuer selbstkritische Skandalchronik: Das Strafgericht über Jerusalem (um 587 v. Chr.) war eingetroffen, weil die Verantwortlichen, Könige und Priester, nicht auf die Propheten gehört hatten, sie trugen die Hauptschuld am Abfall des Volkes.

Das Schlusskapitel des Chronikwerkes fasst zusammen: Die Untreue der Führungsschicht, führte zu einem so schlimmen Ende, dass eine Heilung ausgeschlossen schien. Der Chronist erinnert seine Zeitgenossen daran, dass das Leben des Volkes von der Treue zu Gott abhängt. Wenn die Könige mit ihrem Volk Gott die Treue halten, ist das Glück garantiert. Wenn nicht, dann müssen sie Unglück und Leid erfahren.

Zugegeben auf sehr vereinfachte Weise will der Chronist seinen Lesern einhämmern: Jede Generation muss sich Gott verantworten. Er will nicht nur über Vergangenes informieren, sondern deutlich machen: Was damals geschah, geht heute dich immer noch an! Das Drama der Geschichte zwischen Gott und den Menschen ereignet sich weiter: jenseits von Eden, in Krieg und Frieden, in Schuld und Sühne.

Für den Chronisten ergibt sich als Lehre aus der Vergangenheit: „Wie du dich verhältst, so wird es dir ergehen.“ Wenn Israel sich seinem Gott zuwandte, erwies er sich als Helfer, Ret-

ter, Bewahrer des Volkes; so wird es auch in Gegenwart und Zukunft sein, wenn sich Israel wahrhaft als Volk Gottes erweist.

Der Chronist greift zu der alten, manchem von uns sicher noch geläufigen Erziehungsweise: „Wer nicht hören kann, muss fühlen.“ Auch bei dem großen „Erzieher“ Gott ist eines Tages das Maß voll.

Das Gottesbild des Chronisten ist nicht das eines „lieben Gottes“, allzu harmlos und nachsichtig, der alles mit sich machen lässt und deswegen auch überhaupt nicht ernst zu nehmen ist. Doch das Bild eines zornigen Gottes, der die Geduld verliert und schließlich die Sünder fürchterlich bestraft, ist für viele mal wieder typisch „Altes Testament“, nicht nachvollziehbar, ein reaktionäres Gottesbild – eines Gottes, der auf menschliches Wohl- oder Fehlverhalten entsprechen re-agierte.

Bei ihm liegt jedoch nicht die Reaktion, sondern die Aktion, die Initiative. Er ist der Herr der Geschichte, der Neues einleiten kann. Seine Möglichkeiten sind immer größer als die der Menschen. Gerade weil dieses Volk Gott so wichtig war und es ihm nie gleichgültig war trotz seines Schmerzes, hat er seinem Zorn Ausdruck verliehen, indem er die babylonische Exilzeit zuließ. Sein Zorn ist der Ausdruck der Abgrenzung – auf dem Hintergrund einer enttäuschten Liebe.

Der Zornige geht auf Distanz, damit der andere merkt, was er nun an dem Entfernten hatte, als er noch in der Nähe war. Der Zorn ist die Kehrseite der Liebe. Zornig ist man nur auf jemanden, an dem einem etwas liegt.

Gott ist konsequent. „Zorn“ und „Strafe“ sind Chiffren für das absolut hohe Interesse dieses Gottes an den Menschen. Doch sein letztes Wort über die Menschen heißt nicht Gericht, sondern Erbarmen. Aus Barmherzigkeit bahnt Gott seinem ungetreuen Volk einen Weg zurück in die Heimat. In der hebräischen Bibel steht das Chronikwerk an letzter Stelle. Der allerletzte Satz des ersten Testaments heißt: „Wer immer von euch zu seinem Volk gehört, mit dem sei der Herr, sein Gott! Er ziehe hinauf (nach Jerusalem)!“ (2 Chr 36,23)

„Auf, nach Jerusalem“, das ist der programmatische Schlusssatz der Bibel, ausgerechnet aus dem Mund eines Nichtjuden, Kyrus, der König von Persien, der von Gottes Geist erfüllt ist.

Nur wenn die Geschichte Re-vision erfährt, kann daraus Vision erstehen. Jerusalem – die Stadt der Hoffnung und der Leidensgeschichten, die Stadt des Hasses und des Friedens, die Stadt der verfeindeten Religionen und der gemeinsamen Verehrung des einen Gottes. Ein nichtchristlicher Religionsvertreter sagte: Jerusalem gehört nicht einer Nation oder Religion allein, die Geschichte vor allem als gemeinsame Leidensgeschichte hat sie geprägt, und so sollte sie ihrem Namen entsprechend eine Stadt des Friedens für alle und mit allen sein.

Geschichte muss Re-vision erfahren. Israel muss genauso wie das Christentum seine eigene Schuld begreifen und die eigene Geschichte neu durchleuchten.

Das letzte Wort des Chronisten bringt die entscheidende Perspektive: Wo der Mensch am Ende ist, vor dem Scherbenhaufen seines Lebens steht, ist Gott am Anfang, geschieht Neuschöpfung. Die 2. Lesung drückt es so aus: „Gott hat uns, die wir tot waren durch unsere Sünden, in seiner großen Liebe wieder lebendig gemacht!“ (Eph 2,4) Das Evangelium sagt es mit diesen Worten: „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zu Grunde geht, sondern das ewige Leben hat.“ (Joh 3,16). Zu Recht hat man diese Stelle aus dem 3. Kapitel des Johannesevangeliums das „Evangelium im Evangelium“ genannt; die frohe Botschaft in der frohen Botschaft.

Ja, es ist wirklich der Kern, die Mitte, das Zentrum der frohen Botschaft: dass Gott seinen Sohn in diese Welt gesandt hat, nicht um mit uns Menschen abzurechnen, wie es eigentlich zu erwarten wäre und wie wir es verdient hätten. Nein, der Sohn Gottes kommt, um uns anzubieten, was wir nicht verdient haben: Gnade statt Recht, Freispruch statt Schuldspruch. Das ist der Kern unseres Glaubens: Die frohe, erlösende Botschaft, dass Gott uns nicht so behandelt, wie wir ihn.

Und noch unbegreiflicher: Gott hält sich aus dieser Welt nicht heraus. Er gibt sich ganz hinein in diese Welt, hält sich nicht fein heraus, sondern nimmt freiwillig alles auf sich, was Menschen leiden, durch andere Menschen erleiden.

Er lässt sich so behandeln, wie Menschen andere Menschen behandeln. So geht er ganz bewusst den Weg der Verachtung, des Leidens, den Weg in den grausamen und bitteren Tod.

Noch immer haben Menschen andere bluten und verbluten lassen. In Syrien und Afghanistan und in den unzähligen Kriegen dieser Welt, aber auch in den Dingen, die immer wieder geschehen, sei es in Fukushima oder der unfassbaren Mengen der Vernichtung von Lebensmitteln. Die jetzigen Krisen sind beredtes Beispiel genug. In diesen bitteren, von Menschen gemachten Teufelskreis von Blut und Tod, auf Kosten der Armen und Schwachen, fügt Gottes Sohn sich ein und geht den Weg des Menschen bis zum Schluss – und doch geht er diesen Weg ganz anders. Er beugt sich nicht verbittert einem unausweichlichen, aufgezwungenen Schicksal, sondern er geht diesen Weg ganz freiwillig, und er geht diesen Weg vor allem aus Liebe – aus Liebe zu dieser Welt, die ihn kreuzigt, und aus Liebe zum Vater, der sein Liebstes anscheinend so elendiglich zu Grunde gehen lässt.

Diesen Weg ist Gottes Sohn von allem Anfang an gegangen. „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1,11). In einem Stall wurde er in diese Welt hineingestellt, weil für ihn kein Platz (auf griechisch: ou topos) war. Kein Platz war auch in den Herzen und Gedanken der Menschen für seine u-topische Botschaft.

Sterben wird er auf Golgatha, einem aufgelassenen Steinbruch, mitten im Müll, wie der letzte Dreck – dieser Menschensohn, von dem der Hauptmann sagt: „Wahrhaftig dieser Mensch war Gottes Sohn!“ (Mk 15,39).

Schwestern und Brüder, wir schauen auf zum Kreuz und können in diesem Folterinstrument nur schwer erkennen, dass Gott diese Welt so sehr geliebt hat, dass er aus Liebe zu dieser Welt, zu unserer Rettung und Erlösung seinen Sohn so hingab. Wahrhaftig: eine größere Liebe gibt es nicht, als die, dass einer sein Leben hingibt für seine Freunde (Joh 15,13).

Ich kenne Menschen, und das sind nicht wenige, die sofort und selbstverständlich bereit wären, sich ein lebensnotwendiges Organ heraus operieren zu lassen, wenn sie damit ihrem kranken Kind, ihren Geschwistern oder ihren Eltern helfen könnten. Wenn schon die Liebe einer Mutter, eines Vaters, eines Bruders oder einer Schwester zu ihren Angehörigen soweit zu gehen bereit ist, dann erahnen wir das Unfassbare, dass Gott in seiner Liebe zu uns Menschen und zu dieser Welt soweit gegangen ist, dass er seinen Sohn hingegeben hat.

Anders ist diese Welt offensichtlich nicht zu retten. Wir schauen auf zum Kreuz und erkennen beschämt: So gehen wir Menschen mit Gott um, so brutal, so lieblos. Wir schauen auf zum Kreuz und erkennen: So geht Gott mit uns Menschen um, so maßlos vor Liebe.

Das dürfen wir in unserem Leben niemals vergessen: So sehr bin ich geliebt und mein Nächster auch und mein Feind, ja die ganze Welt – aber zunächst einmal: Ich. Diese Wahrheit darf uns niemals verlassen. Dieses Wissen: „So sehr bin ich geliebt“ muss das Fundament meines Lebens sein. Wir dürfen daran denken, wenn wir das Kreuz über uns zeichnen, groß und langsam, mit Liebe und ganz bewusst: „So sehr bin ich von Gott geliebt!“

Romano Guardini hat einmal gesagt: „Für Gott sind diese winzigen Menschenwesen auf dem im Unfassbaren verlorenen Sandkorn Erde wichtiger als Weltenräume und Milchstraßen. Nie würde Gott, damit der Sirius oder der Andromeda-Nebel heil blieben, ein Menschenherz opfern.“ Für uns Menschen hat er es getan. Dass Gott seinen einzigen Sohn opfert und hingibt für Dich und mich, für diese Welt, das ist unendlich viel mehr, als wir Menschen erträumen und ausdenken können. Das sind wir Menschen ihm wert. Dieser radikale, ganze Einsatz des eigenen Sohnes ist ihm die Welt wert, die diese Liebe kreuzigt. Das Versprechen der Nähe Gottes, des Mit-Seins wurde von Gott nie aufgekündigt.

Daher hat der 4. Fastensonntag seinen Namen „Laetare“ zu Recht: „Freut euch mit Jerusalem. Jubelt in der Stadt, alle, die ihr sie liebt! Seid fröhlich mit ihr, alle, die ihr über sie traurig wart!“ (Jes 66,10). Das ist bereits vorösterliches Aufleuchten. Das menschlich-allzumenschliche, horizontale Minus wird durch die Vertikale Gottes durchkreuzt zum Plus: Das letzte Wort ist nicht der Tod sondern Leben, nicht Finsternis sondern Licht. Amen.